

Fundgrube zur historischen Seelfrau

Die Wurzeln der Beginnen

Die Bezeichnung "Begine" galt seit dem 12. Jahrhundert für alleinstehende Frauen, die ein Leben in Wohn- und Arbeitsgemeinschaft mit gleichgesinnten Frauen - außerhalb von Ehe und Kloster - wählten. Ab dem 13. Jahrhundert breitete sich dieses Phänomen rasch über ganz Europa aus. Erstaunlich viele Frauen (bis zu 10% in den Städten) wurden davon erfasst.

Mit ihrer Haltung, ihrem Selbstverständnis und ihrer Lebensweise bewirkten die Beginnen einen weiblichen Kulturwandel. Die beginnische Lebensform eines selbstbestimmten Lebens von Frauen kommt einem Ausbrechen aus der mittelalterlichen Gesellschaftsordnung gleich. Beginnen zeichneten sich durch wirtschaftliche Unabhängigkeit - die durch eigenes Vermögen, durch eigene Arbeit und durch Stiftungen gewährleistet werden konnte - sowie durch eigenständige Rechtsfähigkeit aus.



Museum Beginenhof Hoogstraten



Beginenhof Diest

Die Beginnen verwirklichten eine neue Kultur des Zusammenlebens von Frauen, die auf Selbstbestimmung und Solidarität gegründet war. Es gab keine für alle Konvente und Beginenhöfe verbindlichen Regeln, keine zusammenhängende Organisationsstruktur. Jede Beginengemeinschaft verwaltete und organisierte sich selbst. Manche Gemeinschaften hatten gar keine festen Regeln, andere arbeiteten genaue Verträge - vor allem für die wirtschaftliche Seite des Zusammenlebens - aus. Sie wählten auf Zeit eine "Meisterin", der sie Autorität zusprachen, der sie vertrauten und deren Anweisungen sie freiwillig folgten.

Beginnen waren ein Teil der religiösen Aufbruchbewegung in dieser Zeit. Sie strebten nach einem religiösen Leben in der Welt und fanden zu einem neuen spirituellen Selbstbewusstsein. Dabei ging es ihnen vorrangig um persönliche Gotteserfahrungen und nicht um die von der römischen Kirche formulierten Glaubenssätze und Gebote.

Vor allem die frühen Beginen bildeten mystisch inspirierte Lebensgemeinschaften und spirituelle Lerngemeinschaften. Sie widmeten sich der Kontemplation, dem Gebet und den geistlichen Übungen. Sie lasen gemeinsam die Bibel und diskutierten frei über theologische Fragen. Sie hielten sich gegenseitig Erbauungspredigten und unterstützten sich untereinander in ihrer spirituellen Entwicklung.

Unter den Beginen befanden sich einige der bedeutendsten Mystikerinnen des Mittelalters, z.B. Hadewijch von Brabant, Mechtild von Magdeburg und Marguerite Porète.

Vor allem waren die Beginen in den Grenzsituationen des Lebens aktiv: in der Krankenpflege, der Sterbebegleitung, beim Totendienst, aber auch als Geburtshelferinnen und Erzieherinnen. Beginen waren im Mittelalter die klassischen Sozialarbeiterinnen, die primär aus Nächstenliebe wirkten, auch wenn sie oft auf Entlohnung angewiesen waren, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

Aus: <http://www.beginenhof-koeln.de>

"...kein geschrei uff den gräbern"

Beginen und **Seelfrauen** im mittelalterlichen Nürnberg



Weitgehend unbekannt und fern großer reichsstädtischer Pracht: Die **religiös motivierten Frauen des Mittelalters**, die sich jenseits von Klostermauern und ehelicher Vormundschaft ein **gemeinschaftliches Leben** in der Stadt schufen. Sie waren tätig in der **Krankenpflege**, der **Sterbebegleitung** und der **Totenklage**, wodurch sie sich ihren Lebensunterhalt erwirtschaften konnten.

Es sind **unscheinbare Gässchen**, die Zeugnis ablegen von diesen Frauengemeinschaften, die sich ab dem 13. Jahrhundert zusammenschlossen. Es waren **alleinstehende Frauen**, mal **verwitwet**, mal mit ihren **Kindern**. Unterstützt wurden sie von dem reichen Nürnberger Patriziat - immerhin übernahmen sie die Sorge um das Seelenheil und begleiteten die Toten auf ihrem Weg ins Jenseits, hatten somit wichtige religiöse Aufgaben für die Stadtgemeinschaft inne.

Aus: <http://www.bennewitz-frauengeschichte.de>

Püttrichkloster - Der Christophorus in der Frauenkirche

Besucher des Münchner Liebfrauendoms erblicken dort eine eindrucksvolle spätgotische Skulptur des Christophorus. Wohl nur wenige wissen, dass sie bis zur Säkularisation 1802 die Fassade des so genannten Püttrichklosters zierte. Der Ursprung dieses Frauenkonvents lag in einem im frühen 13. Jahrhundert entstandenen Seelhaus. Bereits an seiner Gründung dürfte die Familie Püttrich (auch Püttrich oder Bittrich) aus dem Münchner Patriziat beteiligt gewesen sein. [...]

St. Christoph war das älteste Seelhaus Münchens. Ihm folgten vergleichbare Stiftungen der vornehmen Familien Ridler (1295), Sendlinger (vor 1400), Pienzenauer (1411), Rudolf (vor 1427), Schluder (1431), Kazmair (1487) und Bart (1595). Die vorrangige Aufgabe der **"Seelfrauen"** oder "Seelnonnen" war das tägliche Gebet für die Toten, insbesondere die verstorbenen Angehörigen der Stifter und Förderer. Hinzu trat, ähnlich den Beginen, die ambulante Krankenpflege. Es bestand folglich keine Klausur und zumindest in den Anfängen auch keine besondere Tracht. Die Frauen behielten im Haus ihr privates Eigentum und durften die Gemeinschaft jederzeit wieder verlassen, beispielsweise um zu heiraten. Nur die beiden ältesten und angesehensten Münchner Seelhäuser der Püttrich bzw. der Ridler vollzogen den Wandel zu Klöstern. Sie fielen deshalb später der Säkularisation zum Opfer, während die anderen privaten Seelhäuser noch im 19. Jahrhundert existierten.

1284 wurden die **Seelfrauen** bei St. Christoph auf Befehl Herzog Ludwigs des Strengen als so genannte einfache Terziarinnen der Regel des hl. Franziskus unterworfen. Die Maßnahme ist in Zusammenhang mit dem gleichzeitigen Abzug der Münchner Franziskaner vom Kloster St. Jakob am Anger zu sehen. Die Barfüßermönche lebten nun in ihrem neuen Kloster nur wenige Schritte vom Seelhaus entfernt. So entstand ein geschlossener franziskanischer Komplex in der Nachbarschaft der herzoglichen Residenz. 1365 machte der Münchner Patrizier Ludwig Püttrich eine reiche Stiftung an das Seelhaus und ließ dort eine neue größere Kirche erbauen. Die so genannten Püttrichfrauen erhielten 1387 auf Initiative der Stifter eine strenge Hausordnung nach dem Vorbild des Seelhauses der Familie Ridler. St. Christoph blieb jedoch weiterhin eine weltliche Wohngemeinschaft. Erst 1484 forderte der Freisinger Bischof Sixtus von Tannenberg mit Zustimmung der Püttrich von den **Seelfrauen** die Profess. Das bisherige Seelhaus wurde somit ein Kloster des Dritten Ordens der Franziskaner. Bis auf eine einzige Schwester verließen jedoch alle Insassinnen die Münchner Stiftung. Die Frauen bezogen mit ihrem persönlichem Besitz ein bischöfliches Haus in Freising. Sie waren fortan in der Domstadt wie gewohnt in der Krankenpflege tätig.

Christian Lankes

Aus: <http://www.hdbg.eu/kloster/>



Tod und Tödin

Geschichten und Legenden zu weiblichen Allegorien des Todes

Gespräch mit der Todin (Theodor Weißenborn)

Nun ist Herbst. Der Park ist schon totgesagt, und es bläst ein Wind, der treibt mich vor sich her, ähnlich wie vor sechzig Jahren, als ich, freihändig auf dem Fahrrad fahrend, meine Jacke öffnete und entfaltete wie ein Segel, das ich ihm rechts und links von mir vors Gebläse hielt, und er trieb mich dahin und immerfort geradeaus auf der fast schnurgeraden Chaussee von Kempen am Niederrhein bis Wachtendonk, Aldekerk, Geldern und Kevelaer. Den Wind im Rücken, lasse ich mich trudelnden, stolpernden Gangs durch die Kastanienallee dem Café zutreiben, mitsamt einigen frühverblichenen fahlgelben Blättern, einem zerknüllten Tempotaschentuch und einer nicht mehr ganz jungen Zeitung, ich fühle den steten, sanften Schub, der mir das Gehen erleichtert, fühle mich getragen, genieße es, lasse es zu, und so schiebt mich der Wind dahin, wohin ich will, öffnet mir auch noch die Tür zum Pavillon, und erst dort, um die Tür hinter mir zu schließen, muss ich mich ihm widersetzen.

Nicht Regen, aber ein feuchter Nebel weht durch den Park. Herbstlaub fällt von den Zweigen, wird schräg fortgewirbelt, lässt sich davontragen, von da nach dort, matt, widerstandslos, manche Blätter gleiten über die Lichtungen zwischen den Baumgruppen wie Vögel ohne Flügelschlag, und ich denke: tot. Tote Blätter, feuilles mortes, wie die Franzosen sagen.

Nicht viele Gäste sind hier. Vielleicht wegen des trüben Wetters. Ich sitze allein am Tisch, zwei oder drei der anderen Tische sind noch frei. Ich blicke durch die große beschlagene Scheibe, in die ich mit dem Ärmel eine klare Stelle gewischt habe, blicke hinaus, verrühre Zucker und Milch und habe nichts zu tun außer diesem: dem Verrühren der Milch und des Zuckers.

Und es ist nichts zu erwarten aber alles geschieht.

Aus der Tiefe des Parks, auf dem rötlichen Makadamweg, kommt eine hagere, große, ganz in Schwarz gekleidete Frau heran, die an einem schwarzen Stock mit waagerechter Krücke und schwarzem Gummifuß geht. Es ist ein Stock, wie Orthopäden ihn verschreiben. Sie geht sehr langsam, kommt nun auf den Eingang des Pavillons zu, und: la mort, denke ich, es ist die Todin.

Der Tod ist im Französischen weiblich, wie auch im Russischen, so dass es bei genauer Übersetzung "die Todin" heißen muss. Ich denke an Turgenjews Novelle von den "lebenden Gebeinen" und denke: das ist die Todin, die Lukerja erscheint, um ihr zu sagen, dass ihr Leben noch bis nach dem Petrifasten währt, und für eine Sekunde durchfährt mich das Gefühl der Zärtlichkeit des turgenjewschen Erzählers, die die Zärtlichkeit des erzählenden Iwan Turgenjew ist, und ich schließe die Augen und öffne sie erst wieder, wie eine Frauenstimme mich fragt, ob ich erlaube, dass man hier Platz nimmt.

Und wie ich aufblicke, sehe ich, dass die Todin da steht und sich setzen möchte. "Aber natürlich!" sage ich, und sie setzt sich, mit einiger Mühe, sie hatte einen Oberschenkelhalsbruch, sagt sie, aber es geht schon wieder, und nun sitzt sie mir gegenüber, traurig und alt und seufzt ich weiß nicht so recht, warum, aber, da bin ich sicher, ich werde es bald erfahren. Die Todin hat meine Gesellschaft gesucht. Vielleicht sucht sie Schutz. Was kann man da tun?

"Sie sind in Trauer?" habe ich behutsam gefragt.

Sie hat zum Fenster hingeblickt und gesagt: "Ich bin immer in Trauer."

Und als ich sie, wohl etwas verwundert, ansah, fügte sie hinzu: „Es sind so viele, wissen Sie." "Ja, weltweit", sagte ich.

"Auch hier", sagte sie. "In jeder Sekunde. Bei jedem Ticken. Man kann es hören. Ich höre es immerzu. Vor allem des Nachts. In der Dunkelheit, wissen Sie."

"Die Geräusche sind dann lauter", sagte ich. "Ja", sagte sie.

Sie trank ein Mineralwasser. Sie sah zum Fenster hinaus, lange Zeit, dann sagte sie:

"Vergangene Nacht haben sie gleich zwei geholt."

"Wer hat wen geholt?" fragte ich. "Der Leichenwagen", sagte sie. "Zwei aus dem Heim. Aus dem Pflge-trakt. Nein, eine aus der Intensivstation. Aus der Geriatrischen."

Ich schwieg.

"Fast jede zweite Nacht", sagte sie. „Es geht im Aufzug runter. Auf der Bahre. Vom OP neben der Intensivstation direkt runter in den Keller. In den Kühlraum. Da werden sie eingesargt, und dann von der Tiefgarage aus raus und zum Friedhof."

"So viele?" sagte ich.

"Fast zweihundert jedes Jahr", sagte sie. "Totiens, quotiens. Soviele Zugänge, soviele Abgänge. Immer konstant. Sie machen es nachts, damit keiner etwas davon merkt. Das mögen sie nicht."

"Sie meinen die Heimleitung?"

"Nicht nur die. Auch die Ärzte. Sie mögen es nicht. Man soll es nicht sehen. Sie bringen sie heimlich runter und dann aus dem Haus. Immer des Nachts. Meistens gegen vier Uhr morgens."

"Und woher wissen Sie das?"

"Weil ich nicht schlafen kann. Ich stehe nachts auf und gehe umher. Durch den Flur. Vom Flurfenster aus, am Ende des Flurs, da kann ich die Ausfahrt der Garage sehn. Da fahren sie rein, und da kommen sie raus. Das Tor geht auf und zu, da hört man nichts, das geht ganz geräuschlos. Alles automatisch."

Ich habe nicht gewusst, wie ich die Todin hätte trösten können, und so habe ich geschwiegen. Vielleicht, dachte ich, vielleicht fällt mir noch etwas ein, dann sage ich es. Wenn ich das Gefühl habe, dass es stimmt und dass es ihr guttut.

Vielleicht hat es der Todin gutgetan, dass ich schwieg.

"Am schlimmsten ist es auf der Pflegestation", sagte sie. „Die Obstipation, wissen Sie. Sie werden ausgeräumt, so nennt man das. Entleert. Mit speziellen Löffeln. Man hört sie schreien. 'Sie quieken wie die Schweine', sagt die Schwester".

"Was soll man machen?" fragte ich.

"Ich weiß es nicht", sagte die Todin. "Vielleicht würden sie lieber hungern."

"Auch ver hungern?"

"Einige vielleicht. Ich selbst ganz bestimmt. Aber man fragt sie nicht, was sie wollen. Man zwingt sie zu leben."

"Nur ein lebender Patient ist ein guter Patient", sagte ich. "An den Toten verdient nur noch das Bestattungsgewerbe."

"Ich glaube, es ist eher das Prinzip", sagte sie.

"O je!" sagte ich, „Prinzipien machen mir Angst. Pascal hat gesagt: 'Übertriebene Tugenden werden zu Lastern'." "So ist es", sagte sie. Die Todin trauerte um die Lebenden und die Sterbenden, auf deren Wohl sie bedacht war, das sie gefährdet sah und zu dem sie gern beigetragen hätte, wären die Apparate und ihre Bedienungsmannschaften nicht mächtiger gewesen.

"Es ist die Lautlosigkeit", sagte sie, "die lautlose Gewalt, mit der sie alles ersticken. Indem sie das Sterben ersticken, ersticken sie das Leben."

Die Todin war Arztwitwe. "Mein Mann", sagte sie, „hätte sich nie zu so etwas hergegeben. Er hat immer gesagt: Es geht nicht darum, Jahre an das Leben zu hängen, sondern Leben in die Jahre zu bringen'."

"Das gefällt mir!" sagte ich.

Die Todin schwieg und fragte dann, aus einem Nachdenken heraus: „Was meinen Sie, wie ist das mit dem Leben nach dem Tod?“

Ich war überrascht. Das müsste sie selbst doch am besten wissen, dachte ich, so wie die Tage und die Stunden ihr bekannt sein mussten wie Lukerjas Tod nach dem Petrifasten. Aber: vielleicht will sie dich prüfen, dachte ich, und so sagte ich heiter: "Ich denke, wir kehren dahin zurück, von wo wir gekommen sind. Wenn das Seinsganze oder der Urgrund oder Gott eine Frau wäre, könnte man sagen: Wir regredieren in uterum."

"Das denke ich auch", sagte sie. "Das ist sehr hilfreich. So oder so ähnlich, mit anderen Worten, sage ich's auch, wenn mich jemand fragt."

Sie hat nicht meinen Rat, aber doch eine Bestätigung, eine Bestärkung, also eine Firmierung gesucht, dachte ich. Auch sie, die Todin, braucht eine Hilfe. Man muss der Todin zu Hilfe kommen wie der Gottheit, der Welt und dem Leben.

"Neulich, mitten in der Nacht, war's wie ein Blitz", sagte sie. „Ich hab gleich auf die Uhr gesehen, es war halb drei, und ich wusste: Jetzt ist es geschehn. Und als ich am andern Morgen in die Zeitung sah, da hab ich's gelesen: in der Nacht, genau um halb drei, war der Bundespräsident gestorben." "Theodor Heuss", sagte ich.

"Nein. Carl Carstens", sagte sie.

"Carstens Bundespräsident?" sagte ich. "Da stimmt doch etwas nicht!"

Sie sah mich groß an und lächelte dann: "Nun ja", sagte sie, "wir haben wohl alle unsere kleinen Macken."

Da überließ mich siedend: was ich verdrängt hatte, der Gedanke an meine Amnesie war wieder da. Oder sollte ich sagen: was hätte da sein müssen, was ich hätte wissen müssen, das war fort, war wie ein Loch, buchstäblich ein Loch in meinem Kopf, aber nicht in der Kalotte, sondern ein Hohlraum in ihrem Innern, darin nur ein Staub, ein Gebrösel noch war, vielleicht ein Gerinnsel oder ein Rest geronnenen Blutes.

Ich wünschte, die mündliche Prüfung in Geschichte wäre unterblieben. Ich war ohnehin in der Schule nie weitergekommen als bis zur Bismarckschen Sozialgesetzgebung, war nach dem Abitur an die Front gekommen von dort hätte ich berichten können, aber Steffi hatte mich geschont und nicht gefragt, und mein Vater, der wohl auch Hohlräume im Kopf hatte, war nur neugierig gewesen, zu erfahren, ob die Kathedrale in Minsk noch stehe, und hatte ästhetisierend von den Sonnenuntergängen am Paipussee (oder war's am Ladogasee?) geschwärmt.

Nun war ich ein Krüppel, eine halbe Portion, und auch das Tempo, in dem ich die Schachaufgaben gelöst hatte, die der Zivi für mich gesammelt hatte, konnte nicht darüber hinwegtäuschen. Zu derlei isolierten Leistungen waren auch Schwachsinnige mittleren Grades fähig, die konnten manchmal im Kopf siebenstellige Primzahlen ausrechnen.

Die Todin hatte sich freundlich verabschiedet, hatte mir die Hand gegeben und war gegangen.

"Auf Wiedersehen!" hatte sie gesagt.

Das Gespräch mit der Todin war angenehm gewesen, und mit dem Gefühl einer sanften, nicht schmerzlichen, eher wehmütigen Trauer war ich zurückgeblieben, ihr nachblickend, wie sie auf dem feucht dampfenden Makadamweg davonging in Richtung des Hauses und in der Tiefe des Parks, fern am Ende der Allee, in weißlichem Nebel verschwand. Ich hatte das Gefühl, ihr nachgehen, sie einholen zu müssen, um von dort, wo sie meinem Blick entschwunden war, zurückzuschauen auf mich selbst, der ich hinter ihr zurückgeblieben war oder vor dem ich davongelaufen war, der mich einzuholen suchte und auf den ich nun wartete wie auf einen Verlorenen, nach dem ich mich sehnte und den ich hätte in die Arme schließen mögen wie Steffi, die mir vorausgegangen war dahin, von wo wir gekommen waren, der ich folgte, um sie einzuholen, und die mich erwartete, vielleicht nach dem Petrifasten.

(Zuerst als Teil des Aufsatzes "Die Todin und der Tod" in: Religion heute. Heft 56/Dezember 2003. S. 257f.)

Vgl.: Aufsatz über die "Todin" und der "Tod"

Tod und Tödin

Adolf Ritter von Tschabuschnigg

Wer ist so spät noch fleissig wach?
und schlägt und plätschert laut im Bach?
Sterbhemden wäscht die Tödin dort,
und pocht und dreht und bleichet fort.

Die Nacht ist schön, voll Mondenschein,
heut mags nicht schwer zu sterben sein.
Die Tödin rührt sich ohne Ruh'n,
als gäb's noch viel für sie zu tun.

Sie ist ein schönes blasses Weib,
nur fast zu zart der schlanke Leib;
das Aug' ist ernst und traurig schön!
hat viele brechend wohl geseh'n.

Doch nie hat's, wie's noch nie gelacht,
je eine Träne feucht gemacht.
Die ist so spät noch fleissig wach,
und schlägt und plätschert laut im Bach.

Sterbhemden wäscht die Tödin dort,
und pocht und dreht und bleichet fort.
Da schaut der Tod aus seinem Haus
im Freithofgrün, und ruft heraus:

"Du frommes Weib, bist du bereit?
Nun hab' ich Ruh', 's ist Schlafenszeit."
Leis winkt sie, deckt die Linnen aus,
und schleicht dann still hinein ins Haus.

Der Tod greint sänftiglich sie an,
man sieht's, er ist ein guter Mann,
Der Haushalt fördert Jahr für Jahr,
'sist gar ein emsig wackres Paar.

Er streckt die Toten in den Schrein,
sie hüllt sie blank in Linnen ein.
Er scharrt sie finster tief hinab,
doch sie pflanzt Blumen auf das Grab.



Tödin von Deutschgriffen

Ein Beispiel für das vierte Gesicht der Göttin ist die Sage von der "Tödin von Deutschgriffen", die von Matthias Maierbrugger in seinem "Kärntner Sagenbuch" (Klagenfurt 1971) so erzählt wird:

Ein Holzmeister ging einstmals von Deutschgriffen hinauf in den Wald bei Glödnitz. Er zahlte seine Holzknechte aus und machte sich spät in der Nacht wieder auf den Heimweg. Als er durch das Gatter gehen wollte, welches das Langwieser Feld vom Wald trennte, sah er dort eine Frauengestalt, die stumm und reglos dastand und die Arme vor der Brust gekreuzt hielt. Er wagte es nicht, sie anzusprechen sondern ging Richtung Heimat. Am nächsten Tag sieht er die rätselhafte Gestalt erneut auf dem Heimweg; sie steht wieder reglos da und starrt stumm vor sich hin.

Der Holzmeister erzählt sein Erlebnis in einem Gasthaus. Ein Bursche bekommt Lust, mit dem seltsamen Weib zu reden. Er geht zu dem Gatter, wo er sie auch tatsächlich antrifft. Er spricht sie an, bekommt jedoch keine Antwort, so sehr er sich auch bemüht. Der junge Mann versucht, ihre Arme auseinander zu reißen, muss jedoch feststellen, dass diese zusammengenagelt sind. Er fasst den Hut der Frauengestalt an, dieser ist aus Stroh und hat eine breite Krempe, die der Frau tief in die Stirn hängt. Er ist eiskalt, die Hutkrempe lässt sich nur mit Gewalt verbiegen. Als der Bursche den Hut wieder höher rücken will, weil er das Gesicht der Frau sehen will, gelingt ihm dies nicht, vielmehr schreit ihn der Hut an, er solle ihn in Ruhe lassen. Nun bekommt er es doch mit der Angst zu tun und eilt zurück ins Wirtshaus. Als er sein Erlebnis berichtet, wird ihm bewusst, dass jeder dem Tod geweiht ist, der die Tödin berührt. Kurz darauf sinkt er entseelt vom Stuhl; das Totenweiblein aber ward nicht mehr gesehen.



Hl. Notburga Skelett (als Tödin), Hochaltar in Kirche Eben, Tirol, Österreich

Memento Mori

Heinrich Tischner

Tot sein ist ganz normal. Die Welt hat Milliarden von Jahren vor mir existiert und wird auch später ohne mich zurechtkommen. Die Erde besteht hauptsächlich aus totem Material, die lebenden Organismen machen nur einen winzigen Bruchteil aus. Die meiste Materie im Weltall ist dünn verstreuter Staub. Der Rest mit Trilliarden von Himmelskörpern schwebt isoliert in unendlichen Weiten. Auf wie vielen von ihnen gibt es Leben? Wir kennen nur die Erde. Nicht das Leben, sondern der Tod ist normal, dass es Leben, dass es Menschen gibt, dass wir leben, dass ich noch am Leben bin, das ist das Außergewöhnliche, das große Wunder. Größenwahn? Dass ich nicht lache! Ich bin nur ein winziges Staubkorn. Das macht mich bescheiden. "Memento mori – denke daran, dass du sterben musst."

Im Deutschen haben wir für diesen normalen Zustand zwei Wortstämme, das Nomen tot, Tod und das Verb sterben. Das Englische begnügt sich mit einem: Adjektiv dead, Substantiv death, Verb die. Die unterschiedliche Schreibweise von Adjektiv und Substantiv beruht darauf, dass man im Indogermanischen die beiden Wörter verschieden betont hat: d^hautós wurde zu germanisch daúðas, dead, tot – d^haútus zu daúþus, death, Tod. Das dazu passende englische die 'sterben' ist erst seit dem 13. Jahrhundert bezeugt und kommt von altnordisch deyja; das altenglische Wort war steorfan (unser sterben).

Warum haben unsre Vorfahren und die Angelsachsen für Nomen und Verb zwei Wortstämme gewählt? Heute ist es uns peinlich, übers Sterben zu sprechen. Wir umschreiben lieber mit 'umkommen, entschlafen, heimgehen'. So könnte auch sterben (eigentlich 'erstarren') eine Umschreibung für das altgermanische deuwan 'totgehen' gewesen sein, das man als zu hart empfunden hat.

Oder sah man einen sachlichen Unterschied zwischen sterben und tot sein? Denn wer stirbt, der lebt ja noch. Tot sind wir erst nach dem Sterben.

In den romanischen Sprachen ist mort(e) (Entsprechung von Mord) weiblich. Man stellte sie sich mitunter als schöne Frau vor. Im germanisch-romanischen Grenzbereich in der Schweiz und in Österreich erzählte man Geschichten vom Tod und seiner Gattin, der Tödin (la morte). Im Deutschen ist Tod männlich. Bei uns erscheint er auf Bildern und in Geschichten als Mann, etwa als "Sensenmann". Im Lied "Es ist ein Schnitter, heißt der Tod... Hüt dich, schöns Blümelein" ist der "Schnitter" ein Bild für das Massensterben im Dreißigjährigen Krieg. Der Tod kann ein Kollege des Teufels sein wie bei Dürers Stich "Ritter, Tod und Teufel", und kann wie im Märchen vom Schmied von Jüterbog von Menschen ausgetrickst werden. Er kann aber auch als Todesengel im Auftrag des Himmels kommen und als "Freund Hein" begrüßt werden.